

Harry Luck wurde 1972 in Remscheid geboren und lebt als Autor und Journalist in München. Er arbeitete unter anderem für die Nachrichtenagenturen AP und ddp, den Bayerischen Rundfunk und die Abendzeitung und ist jetzt bei FOCUS Online. Dort betreut er auch die wöchentliche Krimikolumne. Luck ist Mitglied in der Jury des Agatha-Christie-Preises und der Autorenvereinigung »Das Syndikat«. Er hat nach mehreren Büchern aus dem Bereich Humor/Satire 2003 mit »Der Isarbulle« sein Krimidebüt gegeben und danach vier weitere Krimis und mehrere Kurzgeschichten veröffentlicht.

HARRY LUCK

Lachen und Schießen

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

EINS

»Willkommen ... München-Hauptbahnhof ... Anschlussverbindungen ... Budapest ... Landshut ... Bad Reichenhall ... Service Point.«

Es waren nur Wortfetzen, die sie von der Durchsage in der Bahnhofshalle verstehen konnte. Dabei sprach sie perfekt Deutsch, und das, obwohl sie ihr gesamtes, bisher achtundzwanzig Jahre währendes Leben in den Niederlanden gelebt und auch mit ihrer deutschen Mutter ausschließlich Holländisch gesprochen hatte.

Anneke van Royen stand mit einem schwarzen Hartschalenkoffer und einem abgewetzten Eastpak-Rucksack auf dem zugigen Bahnsteig von Gleis vierzehn des Münchner Hauptbahnhofs und strich sich eine widerspenstige blonde Strähne aus dem Gesicht. Zwischen den Hunderten Reisenden, die entweder hektisch umherliefen oder gelangweilt auf verspätete Züge warteten, kam sie sich verloren vor. Sekunden, vielleicht auch Minuten wartete sie regungslos auf dem Bahnsteig in der düsteren riesigen Halle ab und ließ alles um sich herum einfach nur geschehen. Sie zog den Reißverschluss ihrer Windjacke bis zum Kinn hoch. Der Herbst in Bayern war kalt.

Das Angebot, sich von den neuen Kollegen abholen zu lassen, hatte sie selbstbewusst ausgeschlagen. Ich bin doch kein kleines Mädchen mehr, hatte sie gedacht und sich erklären lassen, dass das Münchner Polizeipräsidium nur zwei S-Bahn-Stationen vom Hauptbahnhof entfernt lag. Kein Problem für eine erfahrene Kriminalbeamtin. Wenn sie im Rahmen des sechsmonatigen Europol-Austauschprogramms ihren kriminalistischen Spürsinn unter Beweis stellen wollte, dann durfte sie nicht daran scheitern, dass sie ihren neuen Arbeitsplatz nicht fand. Ihr bisheriger Arbeitgeber war der »Dienst Nationale Recherche des Korps Landelijke Politiediensten« gewesen, und sie war stolz darauf, für das deutsch-niederländische Austauschprogramm ausgewählt worden zu sein.

Wieder wurde etwas durchgesagt, was nach einem verspäteten Eurocity aus Wien klang. Immerhin hatte der Münchner Haupt-

bahnhof auch einen Vorteil: Man konnte nicht in die falsche Richtung gehen, nachdem man aus dem Zug ausgestiegen war. In dem Sackbahnhof gab es nur eine Richtung. Anneke konnte sich nicht daran erinnern, jemals einen hässlicheren Bahnhof gesehen zu haben. War München nicht die Stadt der Prachtbauten und Schlösser? Der Isar und des Englischen Gartens? Warum wurden Besucher dann in einem monströsen Betonbunker mit dem Charme einer Fabrikhalle empfangen? Endlich löste sie sich aus ihrer Starre und ließ sich mit der Menschenmasse treiben, wobei sie von einem älteren Herrn angerempelt wurde, der sich aus unerfindlichen Gründen gegen den Strom bewegte. Der Weißhaarige raunzte ihr etwas zu, das sie weder als Deutsch noch als sonst eine ihr geläufige Sprache identifizieren konnte. Auch der Schriftzug »Service Point«, vor dem sie kurz darauf stand, war natürlich nicht in Deutsch formuliert, aber den Ausdruck verstand sie wenigstens. Sie zückte einen kleinen gelben Zettel aus ihrem Portemonnaie, auf dem sie »Polizeipräsidium Ettstraße« und »S-Bahn Marienplatz« notiert hatte. In Waalwijk, ihrem kleinen Heimatort in Nordbrabant, gab es keine S-Bahn und seit Jahrzehnten auch keinen Bahnhof mehr. Mit dem gelben Bus war sie bis Tilburg gefahren und von dort siebenhinhalb Stunden mit der Bahn über Düsseldorf bis nach München. Während der Fahrt hatte sie zweihundertzwanzig Seiten »Harry Potter« auf Deutsch und die komplette »Süddeutsche Zeitung« vom Vortag gelesen, die es am Tilburger Bahnhofskiosk zu kaufen gab – zum Training.

»Entschuldigen Sie, wie komme ich von hier am besten zur Ettstraße?«

Der Mann am Service Point schaute gutmütig und hilfsbereit, doch als er den Mund öffnete, drangen nur eigenartige Geräusche heraus: »Gengan S' do grodaus, d'Rolltreppn nunter, dann rechts, und dann seng S' scho a Schuidl zur S-Bahn, und dann nehman S' irgenda Bahn Richtung Marienplatz und steing noch zwoa Stationen wieder aus, junge Frau.«

Anneke hatte kaum ein Wort außer »Rolltreppe« und »Marienplatz« verstanden. Trotzdem bedankte sie sich höflich und ging einige Meter weiter zum Zeitschriftenstand, an dem sie die aktuelle »Süddeutsche« und einen Stadtplan kaufte.

Den werde ich wohl oder übel brauchen, dachte sie und hatte kein Problem, den türkischen jungen Mann an der Kasse zu verstehen.

Als sie auf einem Reklameschild eines Blumenhändlers im Laden neben dem Zeitschriftenstand »Blumen aus Holland« las, wurde ihr langsam bewusst, dass sie fern der Heimat fast am Ziel ihrer Reise angekommen war. Eigentlich war es mehr als nur eine Reise. Es war eine Flucht, auch wenn Anneke sich das nur ungern eingestand. Die achthundert Kilometer entfernte Millionenstadt war perfekt, um abzutauchen und zu vergessen. Und mal wieder etwas Neues anzufangen. Hier würde sie nur eine unter Hunderten von Polizistinnen sein und nicht bei jeder Verkehrskontrolle als die Versagerin aus der Zeitung erkannt werden. Sechs Monate waren keine lange Zeit. Aber lange genug, um sich selbst zu beweisen, dass sie noch immer eine gute Polizistin war.

»Sehr komisch«, sagte Alfons Hedderich an der Stelle, wo im Manuskript ein kleines l notiert war, das Zeichen für einen erwarteten Lacher des Kabarettpublikums. Doch bei der Probe auf der kleinen Bühne der Lach-Kompanie bestand das Publikum ausschließlich aus dem Betreiber des traditionsreichen Kabaretttheaters. Und wenn Alfons Hedderich »sehr komisch« sagte, dann glich das einem Todesurteil ohne Chance auf Begnadigung. Denn »komisch« sollte es bei der Lach-Kompanie nicht zugehen. Komik überließ Hedderich lieber den affenähnlichen Gestalten, die Abend für Abend die Senderplätze der Privatsender mit Programmen verstopften und damit unter dem Begriff »Comedy« das Umfeld für teure Werbezeiten schufen. Ihm zufolge war Kabarett geistreiche und intelligente Unterhaltung. Aber nicht komisch.

»Diese Männer-Frauen-Scheiße über Fernbedienungen, Lockenwickler und Einparkprobleme kann ich wirklich nicht mehr hören!«

Hedderich nahm seine kleine schwarze Lesebrille ab und lockerte den blauen Seidenschal, seit Jahren das Markenzeichen des Altmeisters der Münchner Kabarettzene. Schon lange haderte er nicht mehr damit, dass er seit einem Schlaganfall vor elf Jahren nicht mehr selbst auf der Bühne stehen konnte. Manchmal war er

sogar froh darüber, nicht erleben zu müssen, dass sein hochpolitisches Kabarett, wie er es als Ensemblemitglied der Lach-Kompanie jahrzehntelang dargeboten hatte, heute kaum noch zu vermitteln gewesen wäre. Dennoch wollte er nicht zulassen, dass auf seiner Bühne trivialer Gossenhumor aufgeführt wurde. Von Lorenz Merz war er anderes gewohnt.

»Lorenz!«, rief er in Richtung Bühne, wo Merz im Scheinwerferkegel stand und gerade noch nicht auswendig gelernte Passagen aus der Rohfassung seines neuen Programms präsentiert hatte. »Was ist los mit dir? Du hast es doch überhaupt nicht nötig, dich auf das Niveau dieser Knallfrösche aus dem ›Quatsch-Comedy-Club‹ zu begeben! Ich habe es dir von Anfang an gesagt: Es war ein Fehler, dass du dein neues Programm nicht mehr selbst geschrieben hast.« Nachdenklich massierte Hedderich sich das faltige Doppelkinn.

»Aber Ernst Grau hat Erfolg«, erwiderte Merz und kniff angesichts des grellen Scheinwerferlichts seine dunklen Augen zusammen. »Seit er für die ›Horst-Bendix-Show‹ schreibt, steigen dort erstmals seit vier Jahren wieder die Quoten. Max Metulskie füllt mit seinem Grau-Programm ganze Fußballstadien, und das, obwohl ihn vor einem Jahr noch fast niemand kannte!«

Merz, dessen wie immer braun gebranntes Gesicht ebenso im Scheinwerferlicht glänzte wie sein dunkelblondes geföhntes Haar, stieg von der Bühne hinunter und setzte sich in die erste Reihe neben Hedderich, der leise und abfällig murmelte: »Metulskie, dieser Pausenclown!«

»Ich weiß es doch auch nicht«, seufzte Merz. »Mein letztes Programm ›Scherz mit Merz VI‹ haben insgesamt weniger als tausend Leute gesehen. Du warst damit nicht zufrieden und hast gesagt, ich soll mir etwas Neues einfallen lassen. Und da habe ich gedacht ...«

»Grau ist ein guter Geschäftsmann. Was er anpackt, ist erfolgreich, ja, denn er trifft damit den Geschmack der Masse. Aber das ist Mainstream. Und Mainstream passt nicht auf eine kleine Kabarettbühne. Wir haben unser eigenes Profil, das wir schärfen müssen. Und das wird uns nicht gelingen, wenn wir das Gleiche bringen wie diese Pappnasenträger aus dem Unterschichtenfernsehen.«

Hedderich schwieg einen Moment, lockerte den Schal um seinen Hals und blickte Merz ernst an.

»Lorenz, es geht hier nicht um mein persönliches Humorverständnis. Es geht um die Existenz der Kompanie. Und das ist noch nicht einmal theatralisch übertrieben. Du weißt, dass wir in Schwierigkeiten stecken.« Ihm stockte die Stimme. »In verdammt ernsten Schwierigkeiten.«

»Ja, ich weiß, Alfons«, antwortete Merz leise. »Und ich weiß auch, was ich dir alles zu verdanken habe. Ich wäre heute vielleicht noch Requisiteur am Gärtnerplatz-Theater, wenn du damals nicht meine Rede als Hochzeitsclown gehört hättest und mich daraufhin –«

»Ja, ja, jetzt lass uns mal nicht sentimental werden, Lorenz. Das ist fast dreißig Jahre her, und noch ist nicht aller Tage Abend.« Die Luft im Bühnenraum war stickig, die Klimaanlage nicht eingeschaltet. Hedderich atmete tief durch und erhob seinen massigen Körper mühsam aus seinem Stuhl, wenn er für seine einundsiebzig Jahre auch vergleichsweise fit und rüstig war. »Wenn du unbedingt mit diesem Grau zusammenarbeiten willst, dann sprich noch mal mit ihm. Sag ihm, dass wir hier keine Komiker brauchen, sondern Kabarettisten. Wir sind nicht die Gag-Factory.« Er sprach den Namen des Medien- und TV-Giganten aus, als rotze er den üblen Geschmack eines verkaternten Morgens ins Pissoir. »Und jetzt machen wir für heute Schluss.«

Merz nickte stumm, rollte sein Manuskript zusammen, steckte es in die Innentasche seines Leinensakkos, das er wie immer über einem Hemd mit zwei geöffneten Knöpfen trug, und verließ den Raum mit einem gutturalen »Servus, Alfons!«.

Hedderich blieb zurück und starrte minutenlang regungslos Richtung Bühne, auf der ein leerer Stuhl im Scheinwerferkegel stand.

»Wir könnten ihr Tulpen auf den Schreibtisch stellen«, schlug Hauptkommissar Lukas Schmidtbauer vor und stimmte mit Heintje-Akzent an: »Wenn der Frühling kommt, dann schick ich dir ... Tulpen aus Amsterdam ...«

»Sehr komisch. Außerdem ist Herbst, da gibt's keine Tulpen«, grummelte Hubert Neidlinger, Leiter der dritten Mordkommission, in seinen grauen Vollbart hinein. In den über dreißig Jahren im Poli-

zeidienst hatte er schon viele Hospitanten kommen und gehen sehen. Das Gastspiel der niederländischen Kollegin in der Männer-WG betrachtete er als willkommene Abwechslung, um die Zeit bis zum Vorruhestand abzukürzen. Es waren nur noch etwas mehr als zwei Jahre. Die MK 3 wurde intern als Männer-WG bezeichnet, weil sie inzwischen die einzige Mordkommission bei der Münchner Kripo ohne weibliche Ermittlerin war. Offiziell war es ein Zufall, dass Bewerberinnen niemals in Neidlingers Zuständigkeitsbereich versetzt wurden, doch den verantwortlichen Beamten im Personalreferat des Polizeipräsidiums war seit vielen Jahren bekannt, dass Frauen mit Dienstwaffe und Dienstgrad im Weltbild des Achtundfünfzigjährigen keinen Platz hatten. Dass inzwischen zwei der fünf Mordkommissionen sogar von Frauen geleitet wurden, das würde Neidlinger für immer unbegreiflich bleiben. Und dass die holländische Gastarbeiterin jetzt ausgerechnet ihm zugeteilt worden war, konnte er sich nur damit erklären, dass in seiner Abteilung seit über einem halben Jahr ein Schreibtisch verwaist war. Ein Kollege war als Dozent an das Ausbildungsinstitut der bayerischen Polizei in Ainring berufen worden, und seine Stelle war nicht nachbesetzt worden.

»Ist sie wenigstens hübsch? Zeig mal her«, sagte Kies Grötzingler und griff nach der Personalmappe, die vor Neidlinger lag.

Eigentlich hatten sich die Mitglieder der MK 3 in Neidlingers Büro wie jeden Morgen um halb neun versammelt, um die anliegenden Aufgaben des Tages zu besprechen. Da es, abgesehen von einem unbekanntem Toten am Flaucher mit ungeklärter Todesursache, derzeit kein aktuelles ungeklärtes Tötungsdelikt in der Stadt gab, befassten sich die Mordkommissionen mit Altfallbearbeitung. Routinemäßig wurden immer wieder die Akten ungeklärter Mordfälle hervorgeholt, um jede Spur neu zu beleuchten. Mit Hilfe der DNA-Technik gelang es immer häufiger, fast vergessene Delikte anhand einfacher Datenabgleiche aufzuklären. Geschlossen wurde die Akte eines ungeklärten Mordes jedenfalls nie. Doch heute ging es nicht um ungeklärte Fälle, sondern um Anneke van Royen, die zum ersten Tag ihres Europol-Austauschprogramms erwartet wurde.

»Hübsches Meisje«, sagte Kies, dessen abschätzender Blick auf das schwarz-weiße Porträtfoto in der Personalmappe keinen Zweifel daran ließ, dass er als Kenner der Materie sprach und sich ein ra-

ches Urteil erlauben konnte. Auf dem Bild blickte Anneke van Royen ernst, ihre Haare waren streng zum Pferdeschwanz zurückgekämmt, und nur eine widerspenstige Strähne über dem linken Ohr verlieh der jungen Frau eine winzige freche Note. »Vielleicht spricht sie ja wie Linda de Mol«, meinte Schmidtbauer, bevor er wieder zu singen begann: »Lass dich überraschen, schnell kann es geschehn ...«

»... werden Wunder Wirklichkeit, werden Träume wahaar«, stimmte Kies ein, untermalte die Melodie mit seinem Zeigefinger und schnalzte abschließend mit der Zunge. Alle drei lachten laut.

»Vom Alter her passt sie ja in dein Beuteschema«, frotzelte Schmidtbauer. »Natürlich nur für den Fall, dass du mit deiner schönen Helena noch nicht ausgelastet bist.«

Dass der zweiundvierzigjährige Kies Grötzingler neben seiner sechzehn Jahre jüngeren Freundin Babette auch noch eine lockere Sekundärbeziehung mit der wiederum weitere zwei Jahre jüngeren Kommissaranwärterin Helena Frings vom Kriminaldauerdienst am Laufen hatte, das war im Präsidium ein offenes Geheimnis. Kies' Mühe, die Affäre geheim zu halten, hielt sich aber auch einigermassen in Grenzen. Schließlich würde Helena bei jeder Wahl zur Miss Bayern auf einem der vorderen Plätze landen. Davon jedenfalls war nicht nur Kies Grötzingler überzeugt.

»Mal wieder ernsthaft, Männer.« Neidlinger schaute auf seine Armbanduhr. »Fräulein van Royen kann jeden Augenblick hier –«

»Fräulein?«, fragte Kies.

»Jedenfalls steht hier bei Familienstand ›ledig‹«, sagte Neidlinger. »Also, wollen wir unserer neuen Kollegin nun zum Einstieg eine kleine Freude machen? Sie hat in ihrer Bewerbung für das Austauschprogramm als persönliche Interessen ›Kino, Theater und Kabarett‹ angegeben.«

»Hm, und sie spricht gut Deutsch?«, vergewisserte sich Schmidtbauer. »Im Cuvilliés-Theater läuft gerade ›Clavigo‹.«

»Nee, wir müssen ja nicht gleich mit Deutsch für Fortgeschrittene anfangen«, wehrte Kies ab. »Das ist ja selbst mir zu hoch, obwohl ich relativ gut Deutsch spreche und verstehe.«

»Die Holländerin hat sogar einen deutschen Pass«, sagte Neidlinger mit Blick in die Unterlagen. »Ihre Mutter ist Deutsche, stammt vom Niederrhein. Aber Kies hat schon recht. Goethe zum Einstieg

wäre tatsächlich etwas harte Kost, und ein Kinoabend wäre auch nicht sehr gesellig. Wie wär's mit gemütlichem Kabarett?« Neidlinger blickte seine Kollegen fragend an. Als niemand widersprach, schlug er vor: »Im Lustspielhaus tritt Bruno Jonas auf. Der ist gut. Hab ich neulich erst im ›Satire-Gipfel‹ gesehen.«

»Der war auch mal der Bruder Barnabas auf dem Nockherberg«, sagte Kies.

»Kann sein«, erwiderte Neidlinger. »Aber dir ist schon bewusst, dass du dich dann umziehen müsstest. Mit deinem Rolling-Stones-T-Shirt nehme ich dich jedenfalls nicht mit ins Kabarett.«

»Für spontane Theaterbesuche und Beerdigungen hab ich immer ein weißes T-Shirt und ein schwarzes Sakko im Spind«, sagte Kies und grinste.

»Lukas, du kannst das doch so gut mit dem Internet ...«

Schmidtbauer verdrehte die Augen. »Ja, ja, Chef. Ich schau mal, ob es noch Karten gibt.« Dass Neidlinger sich noch vor der Pensionierung überwinden würde, auf seinem PC einen Internetbrowser zu installieren, galt als unwahrscheinlich. Dass er überhaupt die elektrische Schreibmaschine vor einigen Jahren gegen einen Computer hatte austauschen lassen, schien von seiner Seite her das größtmögliche Zugeständnis an die technischen Entwicklungen des neuen Jahrhunderts gewesen zu sein. Die auf seinen Visitenkarten standardmäßig aufgedruckte E-Mail-Adresse »Hubert.Neidlinger@polizei.bayern.de« hatte er anfangs noch mit Tipp-Ex übermalt, später dann mit Kugelschreiber durchgestrichen, und inzwischen wussten alle Kollegen, dass man den Chef der MK 3 am zuverlässigsten per Fax, mit einem braunen Hauspostumschlag oder über den Telefonapparat erreichte, der in diesem Moment mit einem schrillen Ton einen internen Anruf signalisierte. Neidlinger meldete sich mit seinem Namen, der für jeden, der ihn nicht kannte, wie ein undefinierbares, im Bartgestrüpp untergehendes »Nhmmmr« klingen musste. Ohne dem Anrufer zu antworten, legte er wieder auf, blickte in die Runde und sagte: »Wir wollten doch ins Kabarett. Es gibt Arbeit.«

»Nehmen Sie Platz, Herr Hedderich.« Thilo Baier, Geschäftskundenberater im Bankhaus Pröll & Jansen, war wie immer höflich und zuvorkommend. »Aber ich fürchte, wenn sich an Ihrer Situation seit unserem letzten Gespräch nichts geändert hat –«

Die Klimaanlage war auf einige Grad unter der Wohlfühltemperatur eingestellt, und in der Luft hing das Aroma von Essigreiniger. Das Büro im vierten Stock wurde von einem gläsernen Schreibtisch dominiert, an der Wand dahinter hing ein Gemälde, das auf einer riesigen weißen Leinwand rote und gelbe Farbleckse unterschiedlicher Form und Größe zeigte. Moderne Kunst.

»Herr Baier«, unterbrach ihn Hedderich, während er sich auf den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch setzte und überlegte, wie teuer die Farbleckserei an der Wand wohl gewesen sein mochte. »Ich weiß ja, dass Männer über siebzig in Ihrem Gewerbe nicht mehr als kreditwürdig gelten, aber hier geht es nicht um mich. Sie haben es in der Hand, mit einem für Ihr Haus lächerlichen Betrag eine der traditionsreichsten deutschen Kabarettbühnen zu retten.« Hedderich redete sich in Rage. »Es geht hier nur um die Überbrückung eines kleinen Liquiditätengpasses. Die Auszahlung zugezogter kommunaler Fördermittel hat sich –«

»Herr Hedderich«, fuhr der Bankier dazwischen, »wir haben dieses Gespräch schon ein Dutzend Mal geführt. Sie haben sich verspekuliert, sind überschuldet, und Ihre Einnahmen sind niedriger als die Ausgaben. Es gibt keine Sicherheiten mehr. Wenn Sie nichts Neues vorzutragen haben, dann vergeuden wir hier beide unsere wertvolle Zeit.«

»Die Zeitung hat eine Aktion gestartet. Es werden Spenden gesammelt zur Rettung der Lach-Kompanie«, setzte Hedderich mit verzweifelter Stimme noch einmal an. »Vielleicht wird das –«

»Ach, Herr Hedderich.« Baier verdrehte die Augen Richtung Zimmerdecke. »Was soll das bringen? Tausend Euro? Oder fünftausend? Und selbst wenn es zehntausend werden sollten. Auch damit ist Ihnen nicht zu helfen. Gutmenschentum hat noch nie ein Unternehmen aus einer existenziellen Krise gerettet. Das wissen Sie selbst, wenn Sie ehrlich sind. Die Leute sollten besser für hungrige Kinder in der dritten Welt spenden. Oder für Obdachlose oder das Tierheim anstatt für das Honorar eines Insolvenzverwal-

ters. Vielleicht sollten Sie lieber mit potenziellen Investoren über eine zukunftsfähige –«

»Ich will aber keine Verhandlungen mit dubiosen Spaßfabriken oder halbseidenen Finanzinvestoren führen!«, schrie Hedderich, während sich sein Gesicht rot färbte. Sein Atem wurde kürzer. »Eher hänge ich mich auf der Bühne auf, als dass ich mich zur Marionette irgendwelcher Gag-Manager machen lasse, die nichts anderes wollen als meine kleine ...« Er schnappte nach Luft.

»Herr Hedderich, jetzt regen Sie sich doch nicht so auf! Brauchen Sie ein Glas Wasser?«

Hedderich ließ sich in den Stuhl zurücksinken und versuchte langsam und tief durchzuatmen. Gedankenverloren knetete er sein Doppelkinn.

»Schon gut, schon gut«, flüsterte er fast. »Vielleicht haben Sie ja recht. Es hat alles keinen Sinn mehr. Vielleicht muss ich einfach hinnehmen, dass meine Zeit abgelaufen ist – und damit auch die Zeit der Lach-Kompanie.« Er erhob sich langsam von dem Stuhl und schritt auf das große Panoramafenster hinter Baiers Schreibtisch zu, von dem aus man über die Ludwigstraße zum Odeonsplatz blicken und über den Häuserdächern die Zwiebeltürme der Frauenkirche sehen konnte. Dunkle Wolken verfinsterten den Himmel. Hedderich kniff die Augen zusammen und konnte nicht verhindern, dass ihm eine Träne die Wange hinunterlief. Er hoffte, dass Baier nichts davon mitbekam. Als er seine Fassung wiedergewonnen hatte, räusperte er sich ein Mal, dann sagte er: »Herr Baier, ich gehe davon aus, dass Sie wissen, was Sie tun. Ich hatte gedacht, dass ...« Ohne den Satz zu vervollständigen, wandte sich Hedderich zur Tür um. »Auf Wiedersehen, Herr Baier.« Als er die Türklinke schon in der Hand hatte, hielt er inne und griff in die Innentasche seiner Jacke.

»Hier, nehmen Sie die!«

Baier nahm die Karten, die Hedderich ihm reichte. »Was ist das?«

»Zwei Karten fürs Kabarett. Heute Abend hat Toni Paroli Premiere.« Und fast unhörbar fügte er hinzu: »Vielleicht ist es das letzte Gastspiel in der Kompanie.«

Hedderich verließ schnell Baiers Büro und vermied es damit, den Banker in die Verlegenheit zu bringen, sich für das unverhoffte Geschenk bedanken zu müssen.

ZWEI

Ernst Grau hatte ein Radler bestellt. Merz fand, dass das Getränk zu seinem Autor passte: halb Bier, halb Limonade, nichts Richtiges. Eben eine halbe Sache. Genau wie seine Witze: Humor für jedermann. Gags für die Masse. Bloß niemandem auf die Füße treten.

»Hedderich ist auch nicht begeistert«, sagte Merz und wischte sich den Mund ab. Die Weißwürste hatte er gerade noch rechtzeitig vor dem Zwölf-Uhr-Läuten verzehrt und damit ein bayerisch-kulinarisches Sakrileg vermieden.

»No a Hoibe?«, fragte die Kellnerin vom Scheidegger, als sie den leeren Teller abräumte. Merz nickte ihr zu.

»Hedderich, Hedderich, Hedderich«, äffte Grau den Kabarettisten nach. Darin war er gut. Ins Showgeschäft war er vor vielen Jahren als Stimmenimitator mit dem Künstlernamen Pierre Laveland und tuntigen Glitzeranzügen gekommen. Von Helmut Kohl über Marcel Reich-Ranicki bis zum Papst, damals natürlich noch der aus Polen, hatte sein Repertoire gereicht, mit dem er auf Kleinkunstabühnen, in Vorstadttheatern und Autohäusern aufgetreten war. Für kurze Zeit hatte er es sogar zu einer Vorabendshow im Fernsehen gebracht. »Hedderich ist ein Mann von gestern«, sagte er. »Er hat den Zug verpasst. Der ist längst ohne ihn abgefahren. Was er mit seiner Lach-Kompanie da betreibt, ist heute nicht mehr mehrheitsfähig und kommerziell zum Scheitern verurteilt. Du bist verloren, wenn du dich von diesem Kabarett-Dinosaurier abhängig machst. Glaub mir, Lorenz!«

Merz wusste, dass Grau eigentlich recht hatte. »Nicht mehrheitsfähig, kommerziell zum Scheitern verurteilt«: So musste man denken, wenn man es gewohnt war, mit billigen Pointen große Hallen zu füllen.

»Allein schon der Titel deines Programms: ›Schmerz mit Merz‹«, fuhr Grau fort und redete sich in Rage, »das klingt doch wie ›Dalli Dalli‹ oder ›Nonstop Nonsens‹. Lorenz, das ist Siebziger-Jahre-Humor, den keiner mehr hören will. Ich habe dir ein Programm ge-